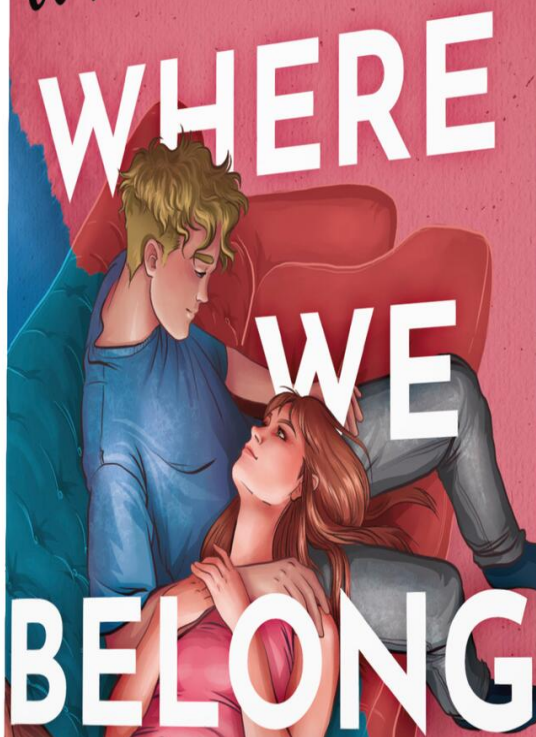


Wiktoria A. Wiczorek

WHERE WE BELONG



Bis wir uns fanden

Roman



Wiktoria A. Wieczorek
Where We Belong

Wiktoria A. Wieczorek

**WHERE
WE
BELONG**

Bis wir uns fanden
Roman

Ullstein Jugendbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



ISBN 978-3-69086-009-3

Originalausgabe bei Ullstein Jugendbuch

Ullstein Jugendbuch ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
Berlin

1. Auflage April 2026

© 2026 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und
Data-Mining im Sinne von §44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Innenklappenabbildungen: © Wiktoria Wieczorek

Gesetzt aus der Quadraat powered by pepyrus

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für meine Schwester Martyna.

Du bist meine Nussy –
ein kleines Gewitter aus Herz und Licht,
das immer weiß, wann es regnen und wann es
strahlen soll.

Prolog

Wenn ich heute darüber nachdenke, was mein Leben lang mein sehnlichster Wunsch war, dann muss ich sagen: nicht aufzufallen. Das wollte ich noch nie. Aber egal, was ich tat, ich konnte es nicht verhindern. Mein Akzent, wenn ich Deutsch sprach, die Blicke, wenn meine Mutter mich in der Straßenbahn auf Polnisch zurechtwies, der Geruch von zu Hause in meiner Kleidung ... Alles an mir schrie, dass ich anders war. Und je verzweifelter ich versuchte, mich unsichtbar zu machen, desto greller schien ich mich selbst ins Rampenlicht zu schieben.

Manchmal hatte ich den Eindruck, dass es schon mit meinem Namen anfang. Zofia. Im Polnischen klangen die drei Silben weich, fast wie ein Lied. In Deutschland dagegen stolperten die Leute darüber, zögerten beim Anfang, betonten die falsche Stelle. Und so entschied ich mich dazu, mich anzupassen. Aus »Zofia« wurde »Nessy«. Kurz und unkompliziert genug, um nicht weiter aufzufallen. Und falls doch jemand mal fragte, was der Name bedeutete, lächelte ich und antwortete: »Nur ein Spitzname.« Aber in Wahrheit war es eine Tarnung. Ein Deckmantel, unter dem ich mich und mein Herz verstecken konnte. Bis er kam.

Kapitel 1

Nessy

Oktober 2025

Das rote Kleid landete in meinem Gesicht und für einen kurzen Moment verschwand mein Zimmer hinter einem Schleier aus weichem Satin.

»Zieh das an!«, rief Lena von irgendwo aus dem Chaos, das unsere kleine Wohnung war. Im Grunde wohnten wir seit unserem Einzug vor ein paar Wochen zwischen Wäschebergen, leeren Kaffeetassen und halb ausgepackten Umzugskartons, komplettiert von Nagellackflaschen, Büchern und einer Packung Chips. Es roch nach Haarspray, Vanilleduftkerze und leicht verbranntem Toast. Lenas Signature-Duft.

Vorsichtig hob ich das Kleid vom Boden auf. Der Stoff fühlte sich glatt und kühl an zwischen meinen Fingern und gefiel mir so sehr, dass ich darüber fast vergessen hätte, wie kurz das Teil war.

»Wenn du glaubst, dass ich diese Zahnseide anziehen werde, dann kennst du mich schlecht«, murmelte ich in die Verwüstung, die mich umgab.

»Ach, komm schon, sei mal nicht so prüde.« Lena tauchte aus dem Meer von Kisten vor mir auf, in einem silbernen Glitzerkleid, das prächtiger funkelte als ein voll dekoriertes Weihnachtsfenster bei Galeria.

Wir kannten uns kaum einen Monat. Ich war online über ihre WG-Anzeige gestolpert: »Rauchfrei, aber nicht stressfrei« hatte sie geschrieben und das fasste sie im Grunde ziemlich gut zusammen, wie ich in der kurzen Zeit herausgefunden hatte. Sie war Einzelkind, Kosmetikerin in Ausbildung und die womöglich schönste Person, die ich je getroffen hatte: goldene Haut, glatte blonde Haare und Lippen, die aussahen, als hätte sie jemand mit Highlighter modelliert. Im Gegensatz zu ihrem Glamour war ich eher der Schokoriegel-im-Bett-Typ. Meine neue Mitbewohnerin liebte es zu feiern. Ich liebte es, nicht reden zu müssen.

»Das ist ein Affront gegen meine Religion«, empörte ich mich und hielt ihr den roten Hauch von Nichts entgegen.

»Wann warst du das letzte Mal in der Kirche?«, erwiderte sie spöttisch.

Mit einem frustrierten Stöhnen warf ich das Kleid aufs Bett und ließ mich der Länge nach auf die Matratze plumpsen.

»Ich möchte nicht auf diese Party gehen«, nuschelte ich in das Kopfkissen.

»Nessy«, setzte Lena an und auch sie wurde ernst. »Du hast ein Stipendium für die renommierteste Privatuni in der Tasche! Du hast es dir verdient, ein wenig zu feiern.«

»Ich hätte dir nie davon erzählen dürfen«, stöhnte ich. Architektur in Berlin, das war mehr, als ich mir selbst je zugetraut hätte. Eine Chance, die sich gleichzeitig wie eine Zumutung anfühlte. Als müsste ich beweisen, dass ich mehr war als das Mädchen, dem diese Stadt immer ein bisschen fremd bleiben würde.

»Du weißt, dass ich sowieso rausgefunden hätte, dass du nur an dieser Uni bist, weil du ein krasses Stipendium hast. Vor mir kann man keine Geheimnisse haben.«

Ich seufzte, zögerte kurz, dann aber brach es aus mir heraus: »Ich gehöre da nicht hin.«

Neben all den Kindern von Architekten und Professoren, die schon mit Bauklötzen aus Marmor gespielt hatten, gab es im Hörsaal doch gar keinen Platz für mich, die ich immer erst übers Wörterbuch stolperte, bevor ich sprach.

»Am Anfang sind an der Uni doch wahrscheinlich alle ein bisschen verloren. Aber vielleicht ... kannst du versuchen, so zu tun, als würdest du dazugehören. Fake it till you make it.«

Noch einmal landete mein Blick auf dem Kleid, das zusammengeknüllt und unscheinbar auf der Bettdecke neben mir lag. Es war knallrot wie Lippenstift, eng geschnitten, schulterfrei, und der Satin raschelte bei der kleinsten Bewegung, als würde er flüstern: *Sieh mich an*. Und genau das war der Punkt. Darin würde ich definitiv auffallen.

Aber vielleicht war das genau das Richtige für mich. Vielleicht musste ich einfach mal aus meiner Komfortzone ausbrechen. Ich schaute zu Lena, die meinen Blick erwiderte und mich aufmunternd anlächelte: »Komm schon. Wenn die Stimmung kacke ist, hauen wir gleich wieder ab, versprochen. Ich kenn mich ja nicht aus, aber die Ersti-Party sollte man nicht verpassen.«

Ich stöhnte übertrieben, rappelte mich vom Bett auf und schlüpfte in das Kleid. Der Stoff schmiegte sich an meine Haut, und als ich mich umdrehte, sah mir aus dem Spiegel jemand entgegen, der zwar genauso aussah wie ich, aber doch eine ganz andere war als die Netsy, die ich kannte. Mutiger. Selbstbewusster. Meine dunklen braunen Haare fielen in weichen Wellen auf meine Schultern herab, der Eyeliner war scharf genug, um jemanden zu verletzen, und meine Lippen waren passend zum Kleid so rot, dass selbst Babcia stolz gewesen wäre. Und trotzdem ... noch immer erkannte ich in dem Blick ein kleines Stück Zofia wieder. Das Mädchen mit dem Akzent, das in der Schulklasse nie den Mund aufgemacht hatte, aus Angst, sich zu versprechen oder nicht die richtigen Worte zu finden.

Aber dieses Mädchen war ich nicht mehr. Heute war ich Nussy. Die Version, die dazugehörte. Oder zumindest so tat. Erstaunlich, was ein einzelnes Kleidungsstück so alles bewirken konnte.

»Du siehst umwerfend aus«, meinte Lena, als sie sich neben mich stellte und sich ihre silbernen Ohrringe einhängte.

Ich warf ihr einen warmen Blick zu, drehte mich noch einmal um mich selbst und lehnte mich dann gegen den Türrahmen. »Meine Großmutter würde sagen, ich sehe aus wie ein Karpfen auf Glitzer«, konnte ich mir nicht verkneifen.

Lena blinzelte. »Das ist der polnischste Satz, den ich je gehört habe.«

»Wie bitte?«

»Na ja ... ich weiß nicht viel über Polen, aber Karpfen und ganz viel Party und Glitzer? Das klingt wie ein polnisches Dorffest.«

Ich verdrehte die Augen, musste aber dennoch grinsen. »Ich bereue es schon jetzt, dir von meinen Wurzeln erzählt zu haben. Du hast echt keine Ahnung von Polen.«

»Aber Fantasie. Und viel zu viele TikToks von polnischen Hochzeiten gesehen.«

Ich lachte leise. »Meine Babcia hat sich selbst zum Putzen immer erst mal Lippenstift aufgetragen. Knallrot. So wie meiner.«

»Weil man nie weiß, wer an der Tür klingeln könnte?«

»Weil man nie wissen will, wie schlecht man ohne aussieht«, erwiderte ich und spürte bereits den Kloß, der sich beim Gedanken an meine Großmutter in meinem Hals gebildet hatte.

»Hat sie dir das auch mit dem Eyeliner beigebracht?«, fragte Lena, kniff die Augen zusammen und musterte mein Make-up mit fachlichem Interesse.

Ich nickte. »Mit sieben. Und wenn ich verwackelt habe, musste ich jedes Mal ein Ave-Maria beten.«

»Das ist kein Make-up, das ist katholische Disziplin«, staunte

Lena, sichtlich beeindruckt davon, wie sehr ich mir Babcias Lektionen zu Herzen genommen hatte. Wir sahen uns über den Spiegel in die Augen, dann prusteten wir beide los. »Deine Oma ist eine Legende.«

»War sie«, erwiderte ich und blinzelte die Tränen weg, die ich schon erwartet hatte. »Sie hat mal an der Grenze getanzt.«

»Wie bitte?«

»Der deutsche Grenzbeamte wollte sie nicht durchlassen. Also hat sie gesagt, sie sei Tänzerin und müsse dringend zu einem Auftritt. Und dann ... na ja, hat sie's an Ort und Stelle bewiesen.«

Lena startete mich einen Moment an, offensichtlich hatte es ihr die Sprache verschlagen. Dann brach sie in Gelächter aus. »Ich liebe sie jetzt schon.«

»Ich auch«, sagte ich leise.

Sie hielt sofort inne, als sie meine Miene bemerkte, und legte mir sanft eine Hand auf den Arm. »Sie wäre stolz auf dich. Auf das, was du erreicht hast. Und auf deinen Lidstrich.«

Ich lächelte. »Und auf meinen Karpfen-Look.«

»Definitiv«, grinste sie. »Und ich? Was hätte sie zu mir gesagt?«

Ich machte einen Schritt zurück und musterte sie aufmerksam. Das Glitzerkleid, die pinken Plateauschuhe, mehr Highlighter als Blut im Gesicht. »Ein betrunkenes Einhorn auf einem E-Scooter.« Sie verneigte sich. »Ein modischer Verkehrsunfall, aber mit Stil.« Ich prustete los.

So war Lena. Auch wenn wir uns erst seit wenigen Wochen dieselbe Wohnungstür in Neukölln teilten, schaffte sie es immer wieder, dass sich alles leicht anfühlte. Denn zwischen Schminke, Chaos und Lachen waren da dank ihr immer diese Momente, in denen ich einfach nur *ich* sein konnte.

Kapitel 2

Zofia

Fünf Jahre früher

Nowy krok w niewypowiedziane
Ein neuer Schritt ins Ungesagte

Die Koffer lagen geöffnet auf dem alten Holzboden vor mir, ihre Schalen so leer wie die weißen Seiten eines Buchs, dessen Geschichte noch nicht geschrieben war. Meine eigene umfasste allerdings schon einige Kapitel und war nun an einem Punkt angelangt, wo ich am liebsten weitergeblättert hätte, würde das Leben es erlauben.

In dem Raum, der gestern noch mein Kinderzimmer gewesen war, herrschte eine ungewohnte Stille. Die Regale waren leer, die Poster abgenommen und an den Wänden zeichneten sich nur noch helle Vierecke ab, die Schatten vergangener Jahre. Auf dem Schreibtisch, der als eines der letzten Möbelstücke übrig geblieben war, lag noch ein Stapel alter Schulhefte, sorgfältig geordnet, als hätte ich sie irgendwann noch einmal brauchen können. Ein paar Staubkörner tanzten im schmalen Lichtstreifen, der durch das große Fenster fiel. Die Luft roch nach Möbelpolitur, nach feuchter Erde vom Regen draußen ... und nach Abschied.

Ich saß auf meinem schmalen Bett, das Laken glatt gezogen

und den Blick auf das Fotoalbum in meinem Schoß gerichtet. Die Seiten waren vom vielen Umblättern schon ganz abgewetzt. Ich fuhr mit dem Zeigefinger über ein Bild, das mit Fotoecken auf dem Papier befestigt war: ich mit neun, schief geflochtenen Zöpfen, ein Papierkranz auf dem Kopf. Hinter mir, die Hände auf meine Schultern gelegt, stand Babcia, ihr Lächeln so rund und warm wie die Sonne. Mir war, als könnte ich den Duft von frisch gebackenem Hefekuchen riechen, und durch die Vergangenheit hinweg drang das Klirren von Geschirr, das schallende Lachen meiner Tante und die stumpfen Klänge unseres alten Radios an meine Ohren. Damals war das Leben klein und schön.

Jetzt war es groß. Und schwer.

Mit einem leisen Seufzen klappte ich das Album zu und ein feines Knacken hallte durch den Raum wie ein leiser Riss.

»Zofia?« Die Stimme meiner Mutter kam aus dem Flur. Sanft. Zögerlich. »Myszka, przyjdziesz?« Mäuschen, kommst du?

Ich presste die Lippen zusammen. *Myszka*. Ein Wort, das mich gleichzeitig tröstete und seit heute doch so wehtat. Bisher war es einfach nur der Kosenamen meiner Mutter für mich. Jetzt erinnerte es mich noch einmal daran, dass sich schon bald alles ändern würde.

Ich antwortete nicht sofort. Stattdessen sah ich mich noch einmal um. Mein Zimmer, mein Reich, war jetzt einfach nur noch ein Raum. Hier drinnen sah es so kahl aus wie auf einer Bühne, nachdem die Vorführung vorbei war. Die Requisiten weg, die Lichter aus. Nur noch Kulisse.

Die Tür schwang auf und mein kleiner Bruder Janosch kam hereingewankt, beladen mit einem Rucksack, der fast so groß war wie er, das T-Shirt wie üblich voller Flecken. Er grinste mich breit an mit seinen Zahnlücken und konnte es offenbar kaum erwarten

aufzubrechen. Für ihn war das alles ein Abenteuer, kein Abschied.

»Mama mówi, że powinniśmy iść.« Mama sagt, wir sollen los.

Ich nickte stumm.

»Płaczesz?« Weinst du? Janosch trat einen Schritt näher.

»Nie.« Nein.

»Dlaczego masz wtedy czerwone oczy?« Warum sind dann deine Augen rot?

»Alergia.« Allergie, schniefte ich und wandte das Gesicht ab.

»Co to jest?« Was ist das?

»To jest obojętnie ... nieważne.« Das ist ... egal, nicht wichtig.

Er runzelte die Stirn, verstand aber schnell, dass er besser nicht weiterfragen sollte. Ich legte das Fotoalbum in den Koffer, ganz nach unten, und stapelte die letzten noch nicht eingepackten Reste meiner Garderobe darauf, als wollte ich die Erinnerungen beschweren, damit sie den Buchseiten nicht entwischten. Dann klappte ich die ausgebeulten Kofferschalen zu, nahm Janoschs Hand, und ohne mich noch einmal umzusehen, verließen wir das Zimmer.

Im Flur wartete meine Mutter. Ihre Haare waren wie immer ordentlich hochgesteckt, aber in all dem Umzugsstress hatten sich ein paar Strähnen gelöst. Ihr Lächeln wirkte mühsam, wie eine Maske, und ich wusste, dass auch sie Angst hatte vor der Ungewissheit. So wie ich.

»Chodźcie tutaj«, sagte sie leise. Kommt her. Ich nickte. Meine Kehle war trocken, als hätte ich Sand geschluckt.

Gemeinsam liefen wir durch das leer geräumte Haus und traten durch die Tür hinaus auf die Straße. Es war noch früh am Morgen und der Himmel lag schwer über Czersk, die Wolken hingen tief. Es war einer dieser Tage, an denen die Luft die Verheißung von etwas in sich trug, das noch nicht geschehen war. Der Regen schien nur auf den richtigen Moment zu warten, um zu fallen.

Mein Vater stand schon abfahrbereit neben unserem Auto, einem alten blauen Opel. Der Kofferraum stand offen und Kisten stapelten sich darin, so akkurat gepackt wie bei einem Tetris-Spiel. Auch mein Vater wirkte traurig.

Noch bis vor ein paar Wochen hatte er als Schweißer in der kleinen Maschinenfabrik am Stadtrand gearbeitet. Zehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche. Die Haut an seinen Händen war rau und der Geruch von Metall und Öl klebte immerzu an seiner Kleidung. Dann, vor wenigen Wochen, kam das Angebot aus Deutschland: eine Stelle als Monteur bei einer großen Baufirma in Berlin. Mehr Geld. Regelmäßige Arbeitszeiten. Ein fester Vertrag, nicht nur ein Versprechen. So haben es meine Eltern mir erklärt.

»To szansa«, hat Papa gesagt. *Das ist eine Chance.*

Und ich verstand das. Ich wusste, dass er es für uns tat, für Mama, Janosch und mich. Aber Chancen fühlten sich anders an, wenn man selbst der Preis war, den sie forderten.

»Gotowa?« *Bereit?*, fragte er uns und nahm mir den Koffer ab.

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte.

Sag Nein, flüsterte etwas in mir. *Sag, dass du bleiben willst.*

Aber meine Lippen formten das falsche Wort. »Tak.« *Ja.*

Wir luden die letzten Taschen ein. Janosch hüpfte auf den Rücksitz und schnallte sich voller Vorfreude an, als ginge es in den Urlaub. Ich legte meine Hand auf die kalte Autotür, atmete tief durch und stieg ein. Noch bevor ich die Tür schließen konnte, trat meine Mutter neben mich und griff nach meiner Hand. Sie drückte sie kurz, fest, fast zu fest.

»Wir kommen wieder zu Besuch, Myszka. Das ist nicht für immer.«

Aber genauso fühlte es sich an. Als würde ich endgültig Abschied nehmen.

Mama ließ meine Hand los und stieg ein. Das Auto setzte sich

in Bewegung und ich lehnte die Stirn gegen die kühle Fenster-scheibe. Draußen zog meine Kindheit an mir vorbei, Bild für Bild, wie in einem alten Film: der Spielplatz mit der rostigen Rutsche, das Café mit dem gelben Sonnenschirm, die Schule mit den abgeblättern Fensterrahmen, der Pfad, der in den Wald führte, in dem Janosch und ich so oft Pilze gesammelt hatten.

Alles wurde kleiner. Und dann war es weg.

Das Ortsschild kam in Sicht. Czersk. 10 000 Einwohner stand darunter. Ein paar Sekunden später, als der Wagen schon vorbeigerollt war, dachte ich mir, nun müssten sie es ändern. Jetzt waren es vier Einwohner weniger.

Plötzlich verspürte ich den Drang, aufzuspringen, die Tür aufzureißen, hinauszuspringen und mich auf den Boden zu werfen, der mich mein ganzes Leben lang getragen hatte. Aber ich ballte die Hände zu Fäusten, blinzelte die Tränen weg und blieb sitzen. Ich blieb sitzen, weil ich keine andere Wahl hatte. Die Felder zogen vorüber, wurden zu Straßen und dann zu breiten und viel befahrenen Autobahnen. Der Himmel spannte sich weit über uns auf, immer noch grau und gleichgültig gegenüber dem Schmerz, der in mir tobte. Ich fragte mich, ob er in Deutschland anders aussehen würde. Ob die Wolken dort auch so tief hingen.

Was, wenn ich dort niemals ankommen würde? Wenn ich dort immer nur »die andere« bleiben würde?

Was, wenn das Zuhause, das ich verlor, einfach nicht ersetzt werden konnte?

Ich betrachtete meine Spiegelung im Fenster. Mit jedem Kilometer, den wir zurücklegten, wurde das Gefühl in mir stärker, etwas vergessen zu haben, dass ein Teil von mir selbst in Czersk geblieben war. Dass ich mich selbst irgendwo auf all den Landstraßen verloren hatte. Und zum ersten Mal verstand ich, was Abschied wirklich bedeutete: Nicht, dass man weggeht. Sondern

dass man ein Stück von sich dort lässt, wo man nie wieder ganz
hinfinden wird.

Kapitel 3

Nessy

Oktober 2025

Der Club war unmöglich zu übersehen oder, besser gesagt, zu überhören. Bis auf die Straße wummerte der Bass, wie ein Herzschlag, der durch die kalte Nacht pochte. Junge Menschen standen in kleinen Grüppchen vor dem Eingang, rauchten, lachten, schrien gegen die Musik an. Der klebrige Asphalt glänzte wegen all der verschütteten Drinks und des feinen Herbstregens, der mittlerweile eingesetzt hatte, und überall lagen Zigarettenstummel und anderer Müll herum. So kannte ich Berlin.

Mein Magen zog sich leicht zusammen, mir schwante Übles. Auch wenn das meine zukünftigen Kommilitonen waren, mochte ich keine Menschenmassen, keine lauten Räume, kein grelles Licht. Ganz anders als Lena, die anscheinend ganz in ihrem Element war. Sie hakte sich bei mir ein, funkelnd und glitzernd, als hätte sie das Licht erfunden, und zog mich weiter in Richtung Einlass, als wüsste sie ganz genau, dass ich mich am liebsten sofort wieder umgedreht und das Weite gesucht hätte.

»Heute Nacht«, sagte sie, ihre Augen glänzten, »wird gefeiert. Keine Uni. Kein Grübeln. Kein Denken. Nur Party. Musik. Nur du.«

Drinne verschluckte uns das Licht.

Hitze, Nebel, Farbe. Die Musik wummerte in meinen Ohren, die angehenden Studierenden bewegten sich wie Wellen auf der Tanzfläche. Sofort erhöhte sich mein Puls und meine Augen suchten verzweifelt nach einem Punkt, an dem sie sich nur einen Moment ausruhen konnten. Kaum zwei Minuten im Club, und ich wusste wieder, warum ich normalerweise Wollsocken und ein Buch vorzog.

Aber Lena zog mich mitten hinein. Und ich ließ mich mitreißen. Anfangs noch zögerlich, dann, mit jedem Lied, zu dem wir tanzten, immer freier. Ein Tutor, der mir aus einer Einführungsveranstaltung vage bekannt vorkam, an dessen Namen ich mich aber nicht mehr erinnerte, drückte mir einen Drink in die Hand. Er war süß und klebrig und schmeckte nach Zucker und Wodka. Nach drei weiteren Songs war ich komplett in Schweiß gebadet und musste dringend Luft schnappen, während Lena weiter wie in Trance über den Floor schwebte. Ich kämpfte mich durch die feierwütige Menschenmasse an den Rand der Tanzfläche und wollte mich irgendwo hinsetzen, aber der Club war komplett überfüllt und kein einziger Platz mehr frei. Also lehnte ich mich gegen die Wand und beobachtete das wilde Treiben. Das hier war nicht ich. Egal welches Kleid ich anzog und wie viel Lippenstift ich auftrug, so richtig würde ich nie dazugehören. Ich wusste nur nie, wohin sonst.

Ich blinzelte verdutzt, als ich bemerkte, dass plötzlich ein Typ vor mir stand. Er hatte halblanges zurückgegeltes Haar, eine teure Uhr am Handgelenk und definitiv zu viel Selbstbewusstsein. Er war der Typ, den man in jedem Club traf und der glaubte, dass sein Lächeln reichen würde, um jedes Herz sofort zum Schmelzen zu bringen.

»Hey«, rief er über die Musik hinweg und beugte sich näher.
»Wie geht's dir?«

»Gut«, erwiderte ich. »Und dir?«

Er grinste. »Du klingst süß. Woher kommst du?«

»Berlin.«

»Nein, ich meine deinen Akzent. Russland?«

Ich hob die Augenbraue. »Polen.«

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Nicht viel, aber doch genug, dass ich es sofort spürte.

»Ach klar! Ich hatte mal was mit 'ner Polin. Ihr seid ziemlich temperamentvoll. Und heiß«, brüllte er mir mit einem Grinsen ins Ohr, als würde er mir damit ein Kompliment machen.

Mir lief es eiskalt den Rücken runter und ich wollte ihm schon den Inhalt meines Glases ins Gesicht schütten, aber stattdessen trank ich es dann doch lieber aus. Das war dieser Schleimbolzen nicht wert. Ich grinste ihn an: »Interessant«, sagte ich, und dann ging ich und ließ ihn einfach stehen. Ich hatte heute einfach nicht die Kraft, mich mit solchen Idioten auseinanderzusetzen. Eigentlich hatte ich sie nie.

Ich kämpfte mich zurück auf die Tanzfläche und zum Glück fand ich Lena wieder, die mich sofort am Arm packte und mitten ins Zentrum der Partymeute zog.

Noch einmal erfasste mich der Rhythmus der Musik und ich spürte, wie mein Körper sich bewegte, ohne dass ich so richtig darüber nachdachte, was ich tat. Ich wusste, dass ich keine gute Tänzerin war, nicht elegant, nicht perfekt, aber es war mir egal. Neben mir warf Lena die Hände in die Luft, ihre Haare wirbelten im Stroboskoplicht, als sie sich ausgelassen um sich selbst drehte und so glücklich wirkte, dass ich nicht anders konnte, als ebenfalls zu lachen. Und tatsächlich: Zum ersten Mal seit so langer Zeit fühlte ich mich nicht falsch an. Ich fühlte mich nicht beobachtet, nicht »anders«. Ich ließ mich einfach treiben. Der Bass verschmolz mit meinem Herzschlag, mein Körper mit der Menge.

Keine Herkunft. Kein Akzent. Kein Name, der mich verriet.
Nur Musik, Tanzen und Spaß.

»Nessy!«, rief Lena. »Lass uns noch was trinken!«

Ich lachte und nickte, freute mich einfach darüber, dass ich sie gefunden hatte. In dem Augenblick war einfach alles perfekt. Doch dann drehte ich mich, stieß gegen irgendetwas Hartes – und alles änderte sich.

Ich stolperte einen halben Schritt zurück. Eine Hand schoss hervor und griff nach meinem Arm, um mich festzuhalten.

»Sorry«, hörte ich eine warme tiefe Stimme, halb übertönt vom Bass. »Alles gut?«

Ich sah auf. Und für einen winzigen Moment blieb meine Welt stehen. Die Musik klang plötzlich ganz dumpf, wie unter Wasser, und die Menschen um uns herum wurden zu verschwommenen Schemen.

Der Typ, der in all dem Getümmel plötzlich vor mir stand, war groß und trug ein dunkles Hemd, dessen Ärmel er nach oben gekrempelt hatte. Aber es waren seine Augen, graublau wie Winterwasser, die mir eine Gänsehaut über den ganzen Körper jagten. Ich kannte diesen Blick. Ich kannte ihn.

Nein! Das konnte nicht sein.

Mein Herz stolperte. Ich blinzelte. Noch einmal. Noch zweimal. Doch das Gesicht blieb dasselbe.

Er war es.

»Nils.« Das Wort kam aus mir heraus, noch bevor ich mich selbst stoppen konnte, und es riss mich zurück in die Realität. Auf einmal prasselte alles von Neuem auf mich ein. Die tanzen-den Menschen, das grelle Licht, und auch die Musik kehrte in voller Lautstärke zurück.

Ich hatte keine Ahnung, ob er mich über all den Lärm hinweg gehört hatte, aber der Typ ließ meine Hand los und machte nun

seinerseits einen Schritt zurück. Er musterte mich von Kopf bis Fuß, bis sein Blick an meinem Gesicht hängen blieb, und nach einem kurzen Moment weiteten sich seine Augen. »Zofia?«

Das Wort schnitt förmlich durch mich hindurch. Wie ein Riss, der alte Narben neu aufreißt.

Zofia. Nicht Nessay. Zofia.

Mir wurde eiskalt und gleichzeitig brannte meine Haut. Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, und plötzlich war mir das alles hier zu viel. Die Lichter waren zu grell. Die Luft zu stickig. Ich taumelte einen Schritt zurück, rempelte irgendjemanden an, hörte Lachen, spürte Hände an meinen Schultern ... alles zu nah. Mein Herz raste und die Wände schienen immer näher zu kommen.

Erneut drang seine Stimme an meine Ohren. »Zofia ... ich wusste nicht, dass du ...«

»Nein.« Ich bekam kaum genug Luft, um sprechen zu können, und panisch wich ich weiter vor ihm zurück. »Ich weiß nicht, wen du meinst.«

»Bitte, lass es mich erklären ...«, setzte Nils an.

Ich schüttelte den Kopf, wollte einfach nur noch raus hier, aber mein Körper gehorchte mir nicht länger. Die Person, die vor wenigen Jahren meine ganz persönliche Hölle erschaffen hatte – auf einmal stand sie hier vor mir, auf einer Ersti-Party in einem versifften Club.

Sie hat gestohlen.

Ich hab's gesehen.

Lügen, die mich verbrannt hatten, noch bevor ich überhaupt gewusst hatte, was passiert war.

»Zofia!« Erneut spürte ich seine Hand an meinem Oberarm.

Ich drehte mich zu ihm um und dann tat ich das Einzige, was mir in diesem Moment einfiel. Ich schnappte mir eines der

halb leeren Gläser, die auf dem Tresen neben mir standen, und kippte ihm den Inhalt entgegen, in der Hoffnung, dass es besonders brennen würde in den Augen.

Ein keuchender Laut. Mit fassungsloser Miene und tropfnasem Gesicht stand er da, während um uns herum sämtliche Gespräche verstummten und alle Augen auf uns gerichtet waren.

»Halt dich von mir fern«, hörte ich mich noch sagen. Dann drehte ich mich um und rannte.

Raus aus der Menge. Vorbei an verdutzten Gesichtern, an nervösem Lachen, das plötzlich viel zu laut klang, und hinaus auf die Straße. Jemand rief meinen Namen und ich meinte, Lenas Stimme zu erkennen, aber ich blieb nicht stehen. Die kalte Luft schlug mir entgegen und ich atmete ein paarmal tief durch. Als ich nicht mehr konnte, lehnte ich mich keuchend gegen die Hauswand.

Die Welt um mich herum drehte sich. Meine Hände zitterten, mein Brustkorb krampfte sich zusammen, jeder Atemzug wurde zu einem Kampf. Ich presste die Finger gegen die Rippen, als könnte ich das Herz darin beruhigen, doch es raste wie nach einem Marathon.

Atmen, Nesy. Atmen.

»Nesy! Oh, Gott sei Dank.« Lena kam angerannt, ihre Absätze klackten auf dem nassen Pflaster. »Hey, was war das denn? Was ist da gerade passiert?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte nicht darüber reden. Nicht jetzt. Nicht, nachdem alle Narben auf einmal wieder frisch waren.

Heftig keuchend stellte sie sich neben mich und legte mir ganz vorsichtig eine Hand auf den Rücken, als hätte sie Angst, ich könnte in Stücke zerfallen.

»War das ... der Typ dadrinnen? Kennst du ihn?«

Ich zwang mich, gerade zu stehen. »Nein«, flüsterte ich. »Ich kenn ihn nicht.«

Lenas Blick wurde weicher, aber sie sagte nichts, während sich ihr Atem in der kalten Luft mit meinem mischte.

»Okay«, sagte sie leise. »Dann reden wir morgen darüber. Jetzt lass uns erst mal nach Hause gehen.«

»Ich kann nicht darüber reden, Lena.«

»Ist schon gut. Musst du auch nicht, wenn du nicht willst. Ich bin bei dir.«

Ich drehte mich weg und sah in die Nacht. Alles in mir tobte. Denn ich war Nessy. Nicht Zofia.

Kapitel 4

Zofia

Dlaczego tutaj jestem?

Warum bin ich hier?

In dem Büro roch es nach kaltem Kaffee, Papier und diesem typischen Schulreiniger, der angeblich nach Zitrone duften sollte. Die Luft war stickig, obwohl das Fenster offen stand. Draußen läutete irgendwo eine Schulglocke und kurz darauf drangen Kinderstimmen und das typische Große-Pause-Getöse an meine Ohren. Ich saß auf einem Stuhl vor dem Schreibtisch des Rektors, die Beine dicht aneinandergespreizt, die schwitzigen Hände im Schoß verschränkt.

Meine Mutter hatte neben mir Platz genommen. Sie saß ganz aufrecht und ihr Rücken war durchgedrückt, woran ich ablesen konnte, dass sie genauso nervös war wie ich. Bei meinem Vater war es die Mütze, die er unruhig in seinen Händen drehte, während er hinter uns stand.

»Zofia ...« Der Rektor, ein Mann mit breiten Schultern, rotem Gesicht und einer Stimme, die keinen Widerstand duldete, sprach meinen Namen quälend langsam aus, und trotzdem klang er aus seinem Mund irgendwie falsch. »Zofia Mazur.« Die Silben schienen in seinem Mund zu zerbröckeln.

Ich hob den Kopf, denn bisher hatte ich nur eingeschüchtert

auf meine Schnürsenkel gestarrt und auch jetzt blieb mein Blick auf halbem Weg an einem Fleck auf der Tischplatte hängen.

»Zofia-Vanessa«, ergänzte meine Mutter schnell. »Zwei Namen.« Sie lächelte, sichtlich bemüht, alles richtig zu machen.

»Ah, ja.« Rotgesicht nickte und wandte sich an meine Eltern. »Also, Frau Mazur, Herr Mazur. Sie möchten Ihre Tochter hier an unserer Schule anmelden, richtig?«

»Tak, genau«, sagte mein Vater. »Neue Schule. Wir wohnen jetzt hier in Berlin.«

Meine Eltern sprachen kaum Deutsch. Im Grunde nur das, was sie aufgeschnappt hatten, als sie mir bei meinen Hausaufgaben geholfen hatten. Aber irgendwie reichte das meistens, damit man sie verstehen konnte.

Der Rektor schob sich seine Brille zurecht und öffnete eine Mappe auf seinem Schreibtisch, in der mehrere Formulare übereinanderlagen. »Haben Sie sich denn schon beim Bürgeramt gemeldet? Eine Meldebestätigung? Ohne die kann ich Sie im System gar nicht finden.«

Meine Eltern sahen sich an. »Melde...?« Mama suchte nach dem Wort. »Wir ... noch nicht. Wir wollten erst Schule ... für Zofia.«

Der Rektor nickte, als habe er nichts anderes erwartet, und er hatte diesen Ausdruck im Gesicht, den Leute oft haben, wenn sie geduldig bleiben wollen, es ihnen in Wirklichkeit aber sehr schwerfällt. »Verstehe. Also, grundsätzlich läuft das andersherum. Erst die Anmeldung beim Einwohnermeldeamt. Dort bekommen Sie eine Bescheinigung, die Sie hier vorlegen müssen, sodass wir Ihr Kind im Schulverwaltungssystem eintragen können.«

Er sprach ruhig und in sachlichem Ton, aber das half nicht. Die Worte prallten an meinen Eltern ab, sie hatten sie noch nie gehört. Und ich verstand gerade genug, um die Kälte darin zu hören.

»Aber ... Schule ist wichtig«, erwiderte mein Vater. »Pflicht.«

Zofia musi chodzić do szkoły.« Zofia muss in die Schule gehen. Er wechselte ins Polnische, als ob seine Muttersprache ihm Halt geben würde.

»Tak«, bestätigte meine Mutter sofort. »W Polsce też. Wszędzie. Dzieci muszą chodzić do szkoły.« In Polen auch. Überall. Kinder müssen in die Schule gehen.

Der Rektor seufzte. »Tut mir leid, ich verstehe Sie nicht. Aber ohne Anmeldung können wir sie nicht aufnehmen. Das ist eine Verwaltungssache. Ich kann da nichts machen.«

»Aber ... bitte«, sagte meine Mutter leise, »wir sind gekommen, weil mein Mann hat Arbeit. Wir brauchen Schule. Nur das.« Ihre Stimme zitterte und ich erschrak. So hatte ich sie noch nie reden gehört.

Der Schulleiter schob die Unterlagen beiseite und verschränkte die Hände auf der blank polierten Oberfläche des imposanten Schreibtischs, hinter dem er saß.

»Schauen Sie, ich verstehe Ihre Situation. Aber so geht das hier nicht. Wir haben Vorschriften und Regeln, die es einzuhalten gilt. Ohne gültige Unterlagen kann ich sie nicht einfach in eine Klasse setzen. Das wäre ein Regelverstoß. Und außerdem ...« Nun sah er mich direkt an. » ... ich will ehrlich sein: Das Gymnasium in Deutschland ist nicht dasselbe wie in Polen. Es ist hier die Schulform, die direkt zum Abitur führt. Sehr anspruchsvoll. Viel Deutsch. Viele Fachbegriffe. Wenn sie kaum Deutsch spricht, wird das sehr schwierig.«

Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss.

Meine Mutter hob sofort den Kopf. »Sie spricht Deutsch! Viel gelernt! In Polen, ja?«

»Trochę«, warf ich leise ein. Ein bisschen. Aber das »bisschen« war so klein, dass es kaum der Rede wert war.

»Es gibt andere Möglichkeiten«, besänftigte der Rektor und

sein Tonfall wurde weicher, fast schon pädagogisch. »Wir haben sogenannte Willkommensklassen, speziell für Kinder, die neu nach Deutschland gekommen sind. Dort lernen sie Deutsch und nach einem Jahr können sie an eine Regelschule wechseln. Ich kann versuchen, dort einen Platz für Zofia zu organisieren.«

»Nie, nie«, widersprach mein Vater sofort und machte einen Schritt nach vorn, sodass er nun direkt neben meinem Stuhl stand. »Nie, proszę. Gimnazjum. Zofia jest mądra. Bardzo mądra. Sie ist klug.«

Der Rektor seufzte tief, er verstand natürlich immer noch kein Polnisch und legte die Hände auf den Tisch, als ob er nach einer Lösung suchte, die es nicht gab.

»Ich glaube Ihnen ja«, sagte er nach einer Weile. »Aber das reicht leider nicht. Sie braucht ausreichend Deutschkenntnisse. Grammatik. Lesen. Schreiben. Die Anforderungen hier sind hoch.« Er wandte sich erneut an mich. »Verstehst du, Zofia? Wenn du hierbleibst, musst du sehr viel lernen. Jeden Tag. Stundenlang. In einer Sprache, die du kaum kennst.«

Mutig erwiderte ich seinen Blick und nickte mit dem Kopf. »Ich ... kann lernen.«

Mein Akzent schnitt den Satz in Stücke. Er sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an und in seinem Blick lag zwar aufrichtiges Bedauern, aber kein Vertrauen.

»Wir sind hier«, kam es plötzlich von meiner Mutter mit leiser, aber resoluter Stimme. »Wir wollen, dass sie hier lernt. Das ist gute Schule. Dass sie Freunde hat. Normal lebt.«

Der Schulleiter schwieg kurz und schaute uns der Reihe nach an. Dann legte er wieder die Hände auf den Tisch. »Ich verstehe. Aber Sie müssen zuerst zum Bürgeramt. Danach zum Schulamt. Dort wird entschieden, welche Schule zuständig ist. Ich kann hier nur eine Notiz machen. Mehr nicht.«

»Notiz?«

»Ja. Ich schreibe auf, dass Sie heute hier waren. Dann bekommen Sie einen Termin beim Schulamt. Es dauert ein paar Tage.«

Ein paar Tage. Das klang eigentlich ganz harmlos.

»Und bis dahin?«, fragte Papa. »Sie bleibt zu Hause?«

»Ja, leider. Ohne offizielle Anmeldung kann ich sie nicht in den regulären Schulunterricht lassen.«

Ich sah zu meiner Mutter auf. Ihre Schultern waren eingefallen, und ihre Hände zitterten leicht. »Wir wollten nur das Beste«, flüsterte sie.

»Ich weiß«, erwiderte der Rektor. »Aber Deutschland ist ... kompliziert.«

Ich spürte, wie sich mir die Kehle zuschnürte, und in meinen Ohren rauschte es. Ich wollte schreien, ihm entgegenbrüllen, dass ich lernen wollte, dass ich alles tun würde, dass ich nicht faul war, nicht dumm. Aber die Worte blieben mir im Hals stecken.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich stattdessen. »Ich verstehe nicht alles.«

Er sah mich an. »Wir tun, was wir können«, sagte er leise. »Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich etwas vom Amt höre, Herr Mazur.«

Er schrieb etwas in sein Formular, dann stand er auf, das Gespräch war offensichtlich beendet. Auch meine Mutter erhob sich, während ich noch einen Moment sitzen blieb, weil die Last auf meinen Schultern immer schwerer wurde.

»Dziękujemy«, sagte sie leise. »Danke.«

Ich folgte meinen Eltern hinaus aus dem Büro, den Kopf gesenkt, der Boden verschwamm vor meinen Augen. Im Flur summten die Neonröhren. Noch immer drang Kinderlachen von draußen herein, während ich mich fühlte, als hätte ich mein Lachen in Polen zurückgelassen.

Kapitel 5

Nessy

Oktober 2025

Ich hasste Menschen. Nicht alle. Nur die meisten. Oder vielleicht einfach nur unsere Kunden.

Gegen Mittag war im La Cucchini das Gedränge am schlimmsten. Unter den studentischen Minijobbern war zwölf Uhr besser bekannt als die Rushhour zwischen Cappuccino und Verzweiflung. Der Geruch von frisch gemahlenem Kaffee mischte sich mit dem Duft von Vanille und Zimt. Der alte Ventilator an der Decke kämpfte tapfer gegen die stickige Luft hier drinnen an, aber der Sommer wollte sich in diesem Herbst einfach nicht verabschieden. Hinter der Glasscheibe des Cafés flirtete Berlin-Kreuzberg. Straßenbahnen ratterten, Radfahrer fluchten und ein Straßenmusiker spielte auf seiner verstimmten Gitarre »Wonderwall«.

Drinnen dagegen klirrten Tassen, ein Siebträger zischte, die Kaffeemaschine röchelte, kurzum: das vertraute Chaos eines überlebenswichtigen Jobs. Es war klein, eng, chaotisch, aber schön. Dunkles Holz, runde Tische und jeder Stuhl wackelte ein bisschen. Über dem Tresen hing eine Kreidetafel, auf die Matteo jeden Morgen einen neuen Kalenderspruch schrieb, schlechte Wortspiele meistens inklusive: *Espresso yourself* oder *Bean there, done*

that. Hinter der Theke reichten sich Gläser, Milchflaschen und stapelweise Tassen aneinander. Ich liebte diesen Ort. Und doch hasste ich ihn gleichzeitig.

»Und dann hätte ich gerne noch die Kekse mit den kleinen Rosinen.«

Ich hob den Blick. Vor mir stand eine Frau, die aussah, als wäre sie direkt aus einem Öko-Katalog gefallen: Leinenkleid, Jubeteutel, ein Batikschal und dieser Gesichtsausdruck, der mich schon jetzt ahnen ließ, dass sie auf jeden Fall bar bezahlen würde. »Das ist Schokolade«, antwortete ich.

Sie verzog das Gesicht, als hätte ich ihr gerade Gift angeboten. »Schokolade? Oh nein, dann nicht.«

»Möchten Sie etwas anderes?«, fragte ich, zugegeben nur halbherzig begeistert.

»Haben Sie etwas mit Rosinen? Oder Dinkel?«

Ich deutete auf den gläsernen Tresen. »Ich kann Ihnen das anbieten, was Sie hier sehen.«

»Vegane Zimtschnecken?«

»Nein.«

»Veganer Apfelstrudel?«

»Nur das, was Sie hier sehen.«

»Können Sie im Lager nachsehen?«

Ich legte den Kopf schräg. »Wir sind leider kein Supermarkt mit geheimer Backwarenkammer. Alles, was wir haben, ist hier ausgelegt.«

Sie schnippte mit den Fingern. Ja, sie schnippte. »Das ist kein Grund, frech zu werden, junge Dame.«

Ich atmete tief durch. »Natürlich nicht. Es tut mir leid. Ich schaue gern im Lager nach, ob wir etwas mit Rosinen dahaben.«

Sie nickte zufrieden, sichtlich stolz auf den kleinen Sieg, den

sie ihrer Ansicht nach errungen hatte. Ich schnappte mir ein Handtuch und verschwand im Hinterzimmer.

Matteo stand in der Ecke an die Wand gelehnt, eine Zigarette zwischen den Fingern, der Rauch kringelte sich langsam zur Decke empor. Ich hasste es, dass er wieder damit angefangen hatte, aber nach den letzten Wochen konnte ich's ihm nicht wirklich übel nehmen. Luigi, sein Cousin, der das Café eigentlich hätte weiterführen sollen, hatte von heute auf morgen einfach hinge-schmissen und Matteo mit allem alleingelassen. Ziemlich viel Verantwortung für einen Dreiundzwanzigjährigen.

Ich verzog das Gesicht. »Ernsthaft?«

»Pause«, sagte er mit seinem typischen verschmitzten Grinsen. Er war groß, hatte gebräunte Haut, dunkles Haar, das ihm immer etwas zu perfekt in die Stirn fiel, und Augen, die lachten, selbst wenn sein Mund es nicht tat. Er war gut aussehend auf diese lässige, fast mühelose Art und das wusste er auch. Sein schwarzes Shirt klebte leicht an der Haut und über seinem Handgelenk war sein Tattoo gut zu erkennen: *Famiglia prima di tutto. Family first.* »Auch ein Zug?«, fragte er und hielt mir die Zigarette hin.

»Wenn ich je an dem Punkt bin, dass ich wegen dieses Jobs anfangen zu rauchen, bitte erschieß mich und kündige in meinem Namen.«

»Dolcezza.« Er grinste. »Also ist es bald so weit?«

»Ganz knapp davor.«

Er lachte leise, drehte sich zur Arbeitsplatte um und nahm einen Schluck Espresso. »Was ist es diesmal?«

»Eine Frau, die Dinkelkekse mit Rosinen sucht.«

»Klingt nach einem harten Fall.«

»Sie wollte, dass ich im Lager nachsehe.« Ich konnte mir ein Augenrollen nicht verkneifen.

»Und?«

»Und jetzt bin ich hier. Im ›Lager‹. Bei meinem *wundervollen* Boss.« Das *wundervoll* betonte ich extra.

»Feigling«, erwiderte Matteo, und sein Grinsen wurde nur noch breiter.

Ich warf ihm mein Handtuch zu. »Dann erklär du ihr doch bitte, dass wir kein verdammter Starbucks sind.«

Er zuckte mit den Schultern, bevor er seine Tasse abstellte und Anstalten machte, sich in den Verkaufsraum zu bemühen. »Mein Charme rettet uns alle.«

Erschöpft ließ ich mich auf den Boden sinken und lehnte den Hinterkopf an das Regal. Ich war ziemlich müde. Nach meiner unverhofften Begegnung mit dem Geist aus meiner Vergangenheit letzte Nacht hatte ich nur schwer in den Schlaf gefunden. Dazu gesellten sich die Sorgen rund um die Uni, Arbeit, unbezahlte Rechnungen und die Frage, wie ich all das nur unter einen Hut bringen sollte. Eine kurze Verschnaufpause hatte ich also mehr als nötig.

Ein paar Minuten später kam Matteo auch schon zurück, mit einer weiteren Espressotasse in der Hand und einem zufriedenen Ausdruck im Gesicht.

»Kundin glücklich, Trinkgeld gegeben. Hab ihr erzählt, wir würden bald wieder was mit Rosinen backen. Vegan. Welt gerettet.«

Ich sah zu ihm hoch. »Du bist so ein Arsch.«

»Wie sprichst du denn bitte schön mit deinem Chef?«

Ich musste lachen. »Das ist so unfair. Natürlich hat sie bei dir gleich klein beigegeben. Du siehst aus wie ein italienischer Prinz. Deinem Charme kann niemand widerstehen.«

»Bist du dir sicher, dass es daran liegt?«, erwiderte er grinsend. »Oder liegt es an deinem Resting-Bitch-Face, Ness?«

»Kann man's mir verübeln?«

»Na ja.« Er zuckte mit den Schultern. »Mir zuliebe könntest du wenigstens so tun, als würdest du unsere Kunden mögen.«

»Nur wenn du mir mehr zahlst.«

»Bessere Leistung, bessere Bezahlung, Ness«, meinte er und knuffte mich in die Seite, nachdem er es sich neben mir bequem gemacht hatte.

Matteo war brutal ehrlich, aber nie gemein. Er konnte dich in einem Satz komplett zerlegen und gleichzeitig trösten. Vielleicht gelang ihm das bei mir so gut, weil er selbst wusste, wie es war, nirgendwo so richtig hineinzupassen. Mit sieben war er aus Italien gekommen, ohne auch nur ein Wort Deutsch sprechen zu können, was ihm das Leben auf dem Schulhof auch nicht gerade leichter gemacht hatte. Er wusste, was es hieß, der »Ausländer mit dem komischen Akzent« zu sein.

Aber im Gegensatz zu mir hatte er gelernt, stolz darauf zu sein. Seine Stimme hatte sich das Melodische der italienischen Sprache bewahrt, während ich meinen Akzent weggeschliffen hatte, bis kaum etwas davon übrig geblieben war. Und trotzdem fühlte ich mich fremd. Ich konnte nicht stolz darauf sein, aus Polen zu kommen, denn bisher hatte mir die Erwähnung meiner Herkunft nichts als Leid gebracht.

»Nicht jeder kann so perfekt sein wie du«, murmelte ich.

»Oder du fängst einfach an zu rauchen. Hilft gegen alles. Zumindest ... für eine Weile.«

»Drogen sind scheiße.«

»Und trotzdem legal.« Er grinste mich an und musterte mich dann aufmerksam. »Alles okay bei dir?«

Ich blinzelte. »Was meinst du?«

»Du siehst irgendwie ... leer aus. Und ich meine nicht erschöpft von der Arbeit, sondern ... traurig.«

Ich wich seinem Blick aus. »Ich bin einfach müde.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Musst du auch nicht«, erwiderte ich in der Hoffnung, dass er es damit gut sein lassen würde.

»Du bist so schlecht im Lügen, Nesy.«

Ich seufzte. War ja klar, dass er weiter nachbohren würde. »Ich weiß. Ich ... Ach, keine Ahnung, was los ist.«

Er lehnte sich an die Wand und verschränkte die Arme vor der Brust. »Was ist passiert?«

Ich starrte auf den Boden. Und dann kam es einfach raus: »Es ist ... jemand.«

Seine Augen blitzten auf. »Ein Typ?«, fragte er verblüfft.

»Ja.«

»Dass ich das noch mal in diesem Jahrzehnt erleben darf! Und? Wie heißt der Glückliche?«

»Nein.« Ich verdrehte die Augen, aber meine Wangen wurden heiß. »Nicht so, wie du denkst. Jemand von früher.«

»Wer?«

»Nils von Buchhausen.«

»Klingt nach jemandem, der seine Schuhe poliert, bevor er joggen geht.«

Ich grinste schwach. »Ziemlich genau so jemand ist das.«

»Und was hat dieser Schnösel mit dir zu tun?«

»Er ... war der Grund, warum ich damals die Schule wechseln musste.«

Matteo runzelte die Stirn und wurde schlagartig wieder ernst. »Wie meinst du das?«

Ich zögerte. Dann fuhr ich leise fort: »Wegen ihm wurde ich vom Gymnasium geschmissen.«

Matteo hatte es offensichtlich die Sprache verschlagen. Von

draußen drang leise das Klirren von Tassen zu uns herein, davon abgesehen war es ruhig in dem kleinen Raum.

»Scheiße«, sagte er schließlich. »Und du hast ihn jetzt zum ersten Mal wieder getroffen?«

Ich nickte. »Ich ... hab ihn fast fünf Jahre nicht mehr gesehen. Nachdem ich von der Schule ging, ist er aufs Internat. Und ... ich dachte, dass ich ihn nie wiedersehen würde. Aber dann war er da gestern plötzlich auf dieser Party und stand einfach vor mir. Und alles war wieder da, als wäre es gestern gewesen. Der Schmerz. Die Wut. Einfach alles.«

»Bist du dir sicher, dass du keine Zigarette willst?«

»Matteo!«

»Und was hast du gemacht?«

Stille.

»Ich ... hab ihm einen Drink ins Gesicht geschüttet.«

Er sah mich mit offenem Mund an. Dann fing er an, laut zu lachen. »Ernsthaft?«, japste er.

»Jep.«

»Gott, Nussy.«

»Ich weiß«, stöhnte ich und vergrub die Hände im Gesicht.

»Was ist nur los mit dir?«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, auch wenn ich es aufrichtig versuchte. »Vielleicht habe ich eine Midlife-Crisis.«

»Du bist zwanzig!«, johlte Matteo, der nun kaum noch an sich halten konnte.

»Ich bin ziemlich frühreif.«

Er schüttelte sich heftig vor Lachen und schien sich kaum mehr einzukriegen. Gefühlt eine halbe Stunde später ebte sein Gelächter zu einem heiseren Kichern ab, bis er sich endlich wieder im Griff hatte: »Und was jetzt?«

»Ich hoffe, ich sehe ihn nie wieder.«

»Und wenn doch?«

»Dann ... ist das ein Problem für Zukunfts-Nessy«, murmelte ich.

Er sah mich prüfend an, dann legte er seine Hand kurz auf meine Schulter.

»Ich will nicht, dass er mich wieder *Zofia* nennt«, gestand ich leise. »Du weißt, dass ich nicht mehr so genannt werden möchte.«

»Dann lass ihn nicht.«

»Aber er kennt mich noch von ... damals. Er kennt die Version, die ich nicht mehr sein will.«

Matteo nickte, ohne mich anzusehen. »Dann zeig ihm die Frau, zu der du geworden bist.«

Ich lächelte schwach.

»*Amore mio*«, sagte er, und zum ersten Mal klang er ernst. »Du kannst nicht ewig vor dem weglaufen, was dich verfolgt.«

Ich schwieg. Ich wusste, dass er recht hatte. Und genau das machte es so schwer.